

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur E. Thurner Ostdeutschen Zeitung.

№ 21. 1891.

Ueber's Meer.

Roman von P. E. v. Areg.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wollt ihr mich aufnehmen, Leute,“ rief Arend im geläufigen Englisch den Fischern in dem Boote zu. „Ich habe Lust, ein wenig mit euch zu fischen. Eure Mühe wird nicht umsonst verlangt, wenn ihr mich mitnehmen wollt, zahle ich euch einen Dollar.“

„Den können wir schon verdienen, wenn dem Herrn unsere Bänke nicht zu hart sind,“ lautete die Antwort.

„So kommt heran!“

Wenige Augenblicke später lag das Boot längsseits. Arend stieg die Strickleiter hinunter und sprang hinein.

Mit kräftigem Ruderschlage entfernten die Fischer ihr Fahrzeug aus dem Kielwasser des Dampfers, der augenblicklich seinen Kurs wieder aufnahm. Eine Viertelstunde später war die Ruchschale von Boot auf der ungeheuren Wasserwüste denen nicht mehr erkennbar, die sich vom Dampfer aus nach ihr umzusehen willens gewesen wären.

Zwei Stunden darauf landete der „Falke“ im Hafen von New-York.

Der erste Besuch, den er empfing, war der Zollkutter, der gleichzeitig einen Beamten der Hafenpolizei an Bord brachte.

Der Zollbeamte empfing aus der Hand des Kapitäns die Connossemente und ordnete die Anlegung des Dampfers an einer von ihm bestimmten Stelle am Zollquai an, wo die Ausladung und Revision der Waaren stattfinden sollte. Der „Falke“ brachte Waaren der Textilbranche und Luxusartikel aus Messing und Alfenide; beide Kategorien unterliegen in den vereinigten Staaten von Nordamerika hohen Eingangszöllen.

Während der Verhandlungen mit den Zoll-

beamten hatte der Polizeioffiziant die Schiffsregister eingesehen.

„Sie bringen einen Passagier mit, Kapitän,“ fragte er. „Hat er Ursache, sich im Hintergrunde zu halten, weil er sich nicht sehen läßt?“

„Ich kenne den Betreffenden nicht ausreichend, um Ihre Frage mit Bestimmtheit beantworten zu können,“ erwiderte Allings, „allein während der Ueberfahrt sind mir keinerlei Momente aufgefallen, die mich zu einer Verhütung derselben nöthigten. Der Mann ist kurz vor dem Hafen in eines der Fischerboote gestiegen, die da draußen ihren Fang treiben, mit der ausdrücklichen Angabe, daß er sich an diesem ihm noch unbekannten Vergnügen betheiligen wolle. Da ich nicht annehmen kann, daß er sein Gepäck wird im Stich lassen wollen, so erwarte ich, daß er sich heute noch oder spätestens morgen auf dem Schiffe wieder wird sehen lassen. Erscheint es erforderlich, daß er sich alsdann bei der Polizei meldet, so werde ich Sorge tragen, daß er dies nicht verabsäumt.“

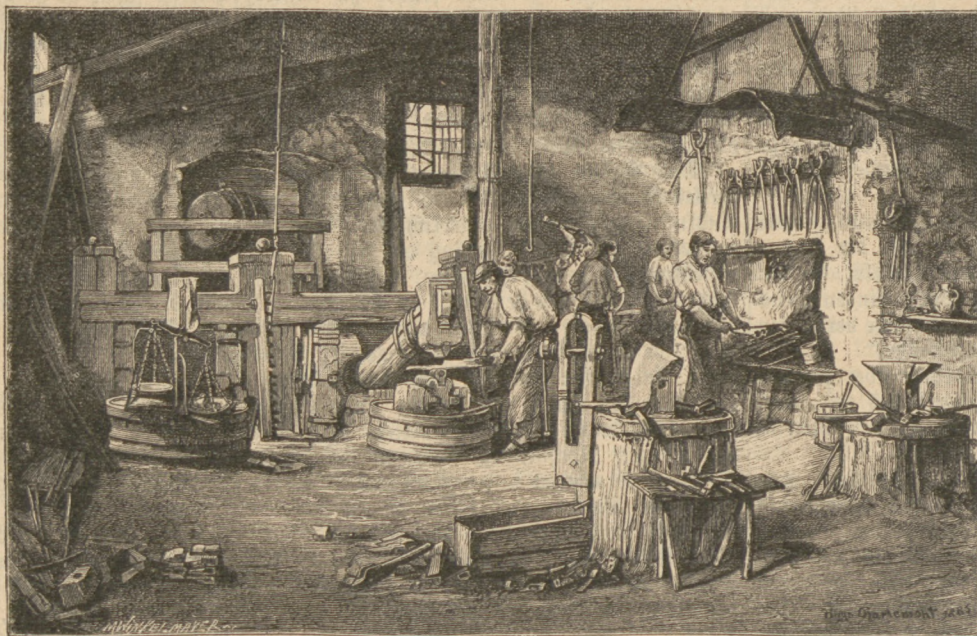
schlossen hätte, auf den Fischfang zu gehen. Es wird gerathen sein, daß wir uns den Mann einmal genauer ansehen, sobald er zu haben ist, zumal Sie selbst uns über ihn mit keiner genaueren Auskunft dienen können. Deponiren Sie deshalb sein Gepäck im Zollhause, Kapitän; ich werde Gelegenheit finden, den Mann dort zu sehen und zu sprechen.“

Die Beamten entfernten sich, sobald den vorgeschriebenen Formalitäten nach allen Seiten hin genügt war. Der „Falke“ folgte dem Zollkutter, um die ihm angewiesene Anlegestelle einzunehmen.

Kaum war dies geschehen, so bestieg Kapitän Allings sein Gig und fuhr damit zur Quaitreppe durch das Gewirr von tausend Schiffen und Fahrzeugen aller Art.

Als er auf dem Quai stand und einen Blick rückwärts auf das Getümmel des Hafens warf, sah er einen der großen Schnelldampfer der Hamburger Packetschiff-Aktiengesellschaft, die „Rhätia“, eben in den Hafen einlaufen.

Er blieb eine Zeitlang stehen und blickte auf die Bewegungen des schönen Schiffes, das ihm bereits einen Gruß aus der Heimath seiner Lieben hätte bringen können. Er gedachte in der That in diesem Augenblicke der in Europa zurückgebliebenen Seinen; das Haus in Gutenbrook, das Bild seiner Gattin, das lustige Töchterchen, der pausbäckige Knabe, den er in der Wiege zurückgelassen hatte, trat vor seine Seele. Gewiß waren das Bilder, die in dem Gedanken an die unvermeidliche Trennung das Herz eines liebenden Vaters und Vaters mit wehmüthiger Weichheit erfüllen mußten, aber das Gesicht des Kapitäns ver-



Eine Hammer Schmiede in Niederösterreich. (S. 164)

„Ein ziemlich sonderbarer Kauz, das muß ich gestehen,“ entgegnete der Polizeibeamte. „Es ist mir in meiner Praxis noch Keiner vorgekommen, der sich angesichts des nahen Landes, dem er seit Wochen fremd geworden, dazu ent-

rieth von solchen weicherzigen Gefühlen nichts. Wohl entrang sich seiner Brust ein tiefer und schwerer Seufzer; als aber der Ton desselben an seine Ohren drang, wandte er sich wie erschreckt um, als könne er nicht daran glauben,

daß er selbst es gewesen, dem dieser Seufzer entfahren, und strich sich mit der flachen Hand über das Gesicht.

Diese einzige Bewegung genügte, um seine Züge wieder in der an ihm bekannten Liebesswürdigkeit erscheinen zu lassen: er wandte dem Hafen, nach einem letzten Blick auf denselben, den Rücken und schritt in das Getriebe der Weltstadt hinein, in der er in dem Controlhotel, einem sonst von Schiffskapitänen nur sehr selten besuchten Gasthause, sein Absteigequartier fand.

Auf dem Deck der „Rhätia“ stand der Polizeikommissär Tappmann aus Hamburg, als der deutsche Dampfer seine Landung im Hafen von New-York bewirkte. Die Ueberfahrt war ohne Unfall und innerhalb des vorausgesehenen Zeitraumes erfolgt, allein man hatte den „Falken“, der doch denselben Kurs steuern mußte, unterwegs nicht eingeholt. So lag also die Wahrscheinlichkeit nahe, daß dieser bereits am Orte seiner Bestimmung eingelaufen sein möchte. Allein mit so großer Aufmerksamkeit der Kommissär auch mit scharfsichtigem Auge in dem Gewirr der fast zahllosen Schiffe nach dem Dampfer suchte, so war er doch vollkommen außer Stande, in demselben irgend eine Spur davon zu entdecken. Es blieb demnach nichts Anderes übrig, als in Geduld zu warten, bis ihm eine Nachfrage bei der Hafenpolizei die gewünschte Auskunft gewähren könne.

Tappmann hatte es vorgezogen, den Passagieren gegenüber keine Eröffnungen über seinen Beruf und die Absichten zu machen, um deren willen er seine Reise nach den Vereinigten Staaten unternahm; der Kapitän allein hatte über seine Persönlichkeit klaren Wein eingegossen bekommen, wobei sich die Beiden gleichzeitig darüber verständigt hatten, diese Auseinandersetzung als eine der Erörterung mit dritten Personen durchaus ungeeignete zu erachten. Den Mitreisenden gegenüber hatte er sich für einen unabhängigen Vergnügungsreisenden ausgegeben, den der Wunsch in die neue Welt trieb, das Leben in derselben mit seinen Sitten und Gebräuchen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen.

Genau wie bei dem „Falken“, kam der Zollkutter mit dem Beamten der New-Yorker Hafenpolizei auch alsbald an den Bord der „Rhätia“.

Als sich die Beamten in der Kajüte des Kapitäns befanden, gestellte sich Tappmann zu ihnen, gab die erforderlichen Erklärungen ab und wies seine Vollmachten vor. Seine erste Frage hiernach war natürlich, ob der „Falken“ angekommen.

„Also der Passagier des ‚Falken‘ ist der Mann, den Sie suchen?“ verlegte der amerikanische Polizist mit leichtem Lächeln. „Nab‘ ich mir doch gleich bei dem Verschwinden dieses Patrons gedacht, daß er jede Ursache vermeiden müsse, sich der Polizei vorzustellen.“

Er erzählte nun das Nöthige über die vor einer Stunde erfolgte Ankunft des „Falken“ und über die Umstände, von welchen dieselbe begleitet gewesen war.

„Der Verlust dieser einen Stunde,“ entgegnete Tappmann, „wird Wochen, ja vielleicht Monate kosten, um die Schlappe auszuweichen, die ich dadurch erleide. Aber nichts soll mich zurückschrecken; ich gehe, trotzdem ich hier fremd bin, sofort an’s Werk und sichere mir Ihre Hilfe nur für den Fall, daß ich ihrer in der That bedarf.“

9.

Während im New-Yorker Hafen die amerikanische und deutsche Polizei ein so großes Interesse an der Person eines Mannes fand, der es, gerade um diesem Interesse zu entgehen, vorgezogen hatte, sich unsichtbar für Diejenigen

zu machen, die ihn suchten, schaukelte sich dieser Mann, augenscheinlich an nichts Anderem als seiner augenblicklichen Beschäftigung Vergnügen findend, gemüthlich in dem Fischerboot. Er sah der Arbeit seiner Insassen zu oder legte auch wohl einmal selbst mit Hand an, wenn die Fischer, mit den Netzen beschäftigt, den Lauf des Bootes nicht mit ihrer jeweiligen Thätigkeit in Einklang zu bringen vermochten.

Wilhelm Arend hatte es sich übrigens sehr bequem gemacht, denn die Sonne schien heiß und selbst seine leichten Sommerkleider wurden ihm lästig unter ihren glühenden Strahlen. Er hatte den Rock ausgezogen und zusammengewickelt neben sich auf die Bank gelegt. So in Hemdärmeln unterschied er sich weit weniger als vorher von seinen Gefährten, ja es wäre höchst wahrscheinlich nur Einem, der in die nächste und unmittelbare Nähe des Bootes kam, gelungen, einen Unterschied zwischen den Insassen festzustellen. Denn da Arend bald zum Ruder, bald nach den Netzen griff, um seine Kraft da oder dort zur Verfügung zu stellen, wo sie gerade gebraucht wurde, würde ein Unbefehliger nur in der naheliegenden Vermuthung bestärkt worden sein, er habe es in diesem Boot mit drei einander unterstützenden Fischern zu thun.

Das Einzige, was diese selbstgewählte Morgenbeschäftigung beeinträchtigte, war der Umstand, daß sich die Erträge des Fischfangs als sehr kärglich und mager erwiesen. In der Regel erschienen die Netze leer, wenn man sie an die Oberfläche heraufbrachte, und waren mitunter wirklich einige wenige Exemplare von Fischen darinnen, so erwiesen sich diese als für den menschlichen Genuß untauglich, was ihr sofortiges Zurückwerfen in das Element, dem sie entstammten, zur Folge hatte. Diese Mißerfolge aber wirkten keinesweges günstig auf die Stimmung der Bootinhaber; sie wurden merklich verdrüsslich, und als Arend nach einigen Stunden vergeblicher Bemühungen nachlässig fragte, ob man nicht nach dem Ufer zurückkehren wolle, erhielt er eine Antwort, die ihn heimlicher Weise vollständig befriedigte.

„Wo denken Sie hin, Herr.“ sagte der Ältere der beiden Fischer, „daß wir jetzt mit fast noch leerem Boot an’s Ufer zurückkehren werden? Daran ist nicht früher zu denken, als bis wir einen ausreichenden Fang gemacht haben, denn sonst wäre die ganze Arbeit verloren. Daß Sie sich bei unserer Arbeit langweilen, daran läßt sich nichts ändern. Jetzt wollen wir südwärts steuern und versuchen, ob dort unser Weizen besser blüht, als hier.“

Das Gesicht von Wilhelm Arend drückte starkes Mißvergnügen über die ihm gewordene Auskunft aus, aber innerlich frohlockte er. Er konnte aus der Erklärung des Fischers mit Bestimmtheit darauf schließen, daß man nicht früher, als bis sich der Tag zum Abend neigte, das Land wieder erreichen werde. Es war zwar im Augenblicke erst Mittagszeit, allein wenn die Fischer zunächst nach Süden kreuzen und dort den Fang von Neuem aufzunehmen gedachten, war es voraussichtlich, daß man den ganzen Nachmittag noch zu derartigen Arbeiten verwenden und erst heimkehren werde, wenn die Sonne sank. Sie waren mehrere Stunden weit vom Ufer entfernt in offener See; selbst wenn sie die Landbrise und das Segel benutzten, würden sie geraume Zeit gebrauchen, an Land zu gelangen, so daß die Dunkelheit alsdann schon ziemlich hereingebrochen sein würde. Auch machte das Vorgaben der Fischer es vollständig unwahrscheinlich, daß sie noch heute einen Versuch machen würden, ihre Waare in der Stadt an den Mann zu bringen; das würde natürlich erst am Morgen geschehen können, und während der Nacht würden die Leute ihr Boot in der

Nähe ihrer Wohnungen unterbringen, die voraussichtlich in einiger Entfernung von der Weltstadt in einem stillen Strandorte gelegen waren. Alle diese Voraussetzungen waren vernünftig und wurden durch die ihnen nachfolgenden Thatfachen nach keiner Seite hin als unzutreffend erwiesen.

Als der Abend hereinbrach, sah sich Wilhelm Arend in einem kleinen Fischerdorfe, etwa drei Stunden von New-York entfernt. Das kleine Nest hieß Illinois. Man sagte ihm, daß er, wenn er nicht im Orte übernachten wolle, die zunächst gelegene Bahnstation durch eine Fuhrtour von einer kleinen halben Stunde erreichen werde. Er folgte dieser Andeutung, fand sich trotz der eintretenden Dunkelheit zurecht, erreichte zunächst die Station und von ihr aus die Stadt noch vor zehn Uhr Abends, so daß er um die genannte Stunde bereits den Broadway hinabschritt, die Hände in den Taschen seiner Beinkleider, den Hut etwas schräg auf dem Kopfe und die brennende Cigarette im Munde, genau so, als wäre er auf diesem Pflaster geboren.

Tappmann hatte den amerikanischen Polizeibeamten, der ihm die ersten Nachrichten über die Landung des verfolgten Verbrechers gebracht, nach seinem Bureau am Hafen begleitet und war von dort aus in Begleitung eines Unterbeamten nach dem Hauptpolizeiamt in der Stadt gegangen. Man hatte ihn vorher davon in Kenntniß gesetzt, daß man die auf dem „Falken“ zurückgelassenen Passagiereffekten des Arend beschlagnahmt habe und ihm angeboten, eine Durchsuchung derselben in seiner Gegenwart vorzunehmen, wenn er sich damit einige Erfolge für seine Mission verspreche, allein er hatte das vorerhand dankend abgelehnt, weil er sich sagte, daß der Verfolgte mehr als genügende Zeit auf der Ueberfahrt gehabt habe, um alles ihn Verdächtigende entfernen zu können. Auch als ihm als selbstverständlich zugesichert wurde, daß der Verbrecher festgehalten werden würde, wenn er sich etwa zur Empfangnahme seiner Sachen melden sollte, hatte er für dieses Versprechen nur ein ungläubiges Lächeln: ein Mann, der vorsichtig genug war, sich vor einer Verührung mit der Polizei schon da zu hüten, wo ihm thatsächlich noch nicht die geringste Gefahr drohte, würde sicherlich unter keinerlei Umständen so unklug handeln, sich ohne zwingende Veranlassung direkt in die Hände der Polizei zu begeben. Nur um das Eine bat er, und zwar auch nur für den Fall, daß es in ganz unauffälliger Weise geschehen könne: man möchte ihm eine Notiz darüber zukommen lassen, wo Kapitän Allings sein Quartier in der Stadt aufgeschlagen habe.

Nachdem dies geordnet war, machte er sich, wie bereits gesagt, mit seinen Begleitern auf den Weg nach dem Hauptpolizeiamt in der Stadt.

Seine ungemeine Fertigkeit, gut und geläufig englisch sprechen zu können, kam ihm bei seinen Verhandlungen trefflich zu Statten. Seine Aufnahme Seitens des Chefs der Sicherheitspolizei war übrigens eine durchaus zuvorkommende; sobald er dargelegt hatte, aus welchem Grunde er die Reise von Europa hierher unternommen habe, wurde ihm die größtmögliche Unterstützung Seitens der amerikanischen Behörden zugesichert, sobald er eine solche wünsche. Er bat jedoch abermals nur, daß man ihm zu seiner erstmaligen Orientirung in der Stadt selbst einen Unterbeamten für die ersten beiden Tage zur Disposition stellen möge. Seine Nachforschungen nach dem Gesuchten wolle er dann auf eigene Hand vornehmen und die Behörden erst dann weiter inkommodiren, wenn er ihn gefunden habe. Natürlich übergab er

bei dieser Gelegenheit die Personalbeschreibung des Verbrechers, damit er sofort verhaftet werden könne, wenn ein Zufall ihn mit den Organen der Sicherheitspolizei in Berührung brächte.

Hiermit war das Geschäftliche erledigt. Tappmann empfahl sich und machte sich auf den Weg nach seinem Absteigequartier, das er in einem kleineren, ihm unterwegs empfohlenen Gasthose am Hafenviertel aufzuschlagen beschloffen hatte. Da er auf seinem Wege dorthin an einem Telegraphenbureau vorbeikam, trat er ein und beschriebte an das Polizeigericht in Hamburg die Anzeige von seiner Ankunft, seine Adresse und die Bitte, daß man ihn schleunigst mit speziellen Nachrichten über die persönlichen Verhältnisse des Kapitäns Allings versehen möge.

Dieser Mann war es, mit dem sich an erster Stelle das Hirn Tappmann's beschäftigte, von dem Augenblicke an, als er erfahren hatte, daß Wilhelm Arend den „Falken“ verlassen habe, bevor die Einfahrt in den Hafen stattgefunden. Das, was der Kapitän darüber angegeben hatte, klang ja durchaus natürlich; Allings hatte sich vielleicht dem Wunsche seines Passagiers gefügt, ohne dabei auch nur entfernt daran zu denken, daß eigentümliche und versteckte Gründe jenen zu einem solchen Wunsche veranlaßten, aber war es nicht bei Weitem wahrscheinlicher, daß der Kapitän Näheres über seinen Passagier wußte und ihm deshalb die Gelegenheit geboten hatte, sich ohne jedes Hinderniß an's Land zu schmuggeln? — Wie war denn der Kapitän überhaupt dazu gekommen, diesen Arend auf seinem Schiffe aufzunehmen? Der geringfügige Gewinn an dem Passagiergeelde konnte dazu doch unmöglich den einzigen Grund abgegeben haben! Aber wo lagen die anderen Motive? Und auf welchem Wege und durch weissen Hilfe hatte Arend seine Metamorphose bewirkt, die ihn nach der Aussage des Wirthes Sittig aus einem zerlumpten Strolche in einen anständigen Mann verwandelt hatte? Hatte sich da vielleicht auch dieselbe Hand rettend in's Mittel geschlagen, die ihm die Gelegenheit verschaffte, sich knapp vor dem New-Yorker Hafen unsichtbar zu machen?

Je länger und je sorgfältiger Tappmann über alle diese Dinge nachdachte, um so handgreiflicher und wahrscheinlicher gestaltete sich in ihm die Idee, daß zwischen diesen beiden Personen eine Verbindung bestünde, die aufzudecken und an's Licht zu ziehen zu seinen ersten Aufgaben gehören werde.

Es lagen demnach zunächst zwei Aufgaben vor ihm: die Nachforschungen nach dem Verbrecher selbst und die Ergründung der Verbindung, welche zwischen diesem und dem Kapitän Allings bestand.

Der Polizist, der sich am anderen Morgen bei ihm mit der Erklärung einfand, er sei Seitens des Polizeichefs beordert, sich für diesen und den nachfolgenden Tag zu seiner Disposition zu halten, kam in Civilkleidern und hatte das Aussehen eines ruhigen, ernst und gefestigten Mannes. Man benutzte den Vormittag nur zu dem von Tappmann selbst angegebenen Zweck, sich ein angenehmes, wenn auch nur ungefähres Bild von der ungeheuren Stadt zu machen, in der sich der Deutsche eben befand. Der Amerikaner war hierzu ein vorzüglicher Führer, und Tappmann ein mehr als gelehriger Schüler; es gibt Leute, die mit der eigentümlich hervorragenden Eigenschaft versehen sind, sich allororts sogleich und ohne Mühe orientiren zu können, und Tappmann war Einer von ihnen.

Die Mittagsstunde überließ man sich gegenseitig zur freiesten Venußung. Der Amerikaner hatte die Nachricht mitgebracht, nach der Tappmann am Tage vorher verlangt hatte: Kapitän Allings logirte im Centralhotel. Der

Polizeikommissär mußte diesen Mann, der ihm noch vollständig fremd war, zunächst von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, vorausgesetzt, daß das geschehen konnte, ohne daß er seine eigene Persönlichkeit zur Schau zu stellen brauchte. Die günstigste Gelegenheit, das zu erreichen, war unzweifelhaft die, wenn er mit Jemem an derselben Tafel das Mittagessen einnahm. Er vertraute seinem Scharfblicke, dem es gelingen werde, den Seemann unter einer größeren Anzahl fremder Personen herauszufinden. Eine Bestätigung, ob er sich in seiner Annahme geirrt habe oder nicht, war bei dem aufwartenden Personale nach der Tafel zweifelsohne leicht zu erreichen.

Er ging deshalb nach dem Centralhotel, nahm seinen Platz an der Mittagstafel ein, die sich rasch füllte, und begann während des Essens die ziemlich beträchtliche Zahl der anwesenden Gäste zu mustern. Eine Beschäftigung mit Essen und Trinken ist für den mit der Zeit geizenden Amerikaner eine keinen Verdienst bringende, und muß deshalb so schnell, als dies irgend geschehen kann, abgethan werden. Ein amerikanisches Mittagessen in einem Hotel unterscheidet sich deshalb durch seine Eile und Raschheit lebhaft von einem solchen in einem deutschen Gasthause; die Gänge folgen in fast rasender Geschwindigkeit nach einander, die Speisen werden fast mehr verschlungen, als genossen, und es gibt in der Regel nur sehr Wenige, welche sich so viel Zeit nehmen, das Essen mit einem Glase Wein zu befeuchten. Fort, fort, wieder hinaus in den Trubel der Geschäfte! Benutzt die Zeit, euren Verdienste nachzujagen! Time is money!

Ganz genau nach dieser Schablone war auch das heutige Mittagessen im Centralhotel. Das brachte für Tappmann, der einmal nicht daran gewöhnt war, die Speisen mit so rapider Geschwindigkeit verschwinden zu lassen, wie die Anderen, und obendrein genöthigt, seine Aufmerksamkeit den einzelnen Personen zu widmen, die den Saal betreten, um unter ihnen den von ihm gesuchten Mann herauszufinden, die ziemlich betrübende Nothwendigkeit, sich noch mit halbbleerem Magen vom Tische erheben zu müssen. War damit auch das Resultat eines Mittagessens seinem eigentlichen Zwecke nach verfehlt, so konnte er über seine sonstigen Erfolge sich doch in keiner Beziehung beklagen. Das Essen hatte sich bereits im vollen Gange befunden, als ein Herr eingetreten war, der seiner Ueberzeugung nach mit dem Kapitän Allings identisch sein mußte. Weder Gesichtszüge noch Kleidung deuteten in hervorragender Weise auf den Seemann, und das durchaus weltmännische Benehmen ließ eigentlich ganz andere Mutmaßungen aufkommen; aber er ließ sich durch keine dieser Erscheinungen täuschen, sondern erkannte aus der eigenthümlichen Gangart, die sich jeder Seefahrer mit den Jahren infolge der unaufhörlichen Schankelbewegung des Schiffes angewöhnt, daß er unzweifelhafter Weise den Gesuchten vor sich haben müsse.

Der Betreffende, welcher in nicht allzu großer Entfernung von ihm saß, aß mit echt amerikanischer Hast, ein Beweis, daß er mit den hiesigen Verhältnissen vertraut und mit den Gebräuchen bekannt war. Der Beobachtete beendete sein Mahl rasch und wandte sich dem Ausgange wieder zu, während Tappmann noch stark mit Klauen beschäftigt war.

„Ist das Kapitän Allings,“ fragte er einen gerade des Weges kommenden Aufwärter, indem er mit dem Kopfe nach der Seite des sich Entfernenden deutete, „der soeben den Saal verläßt?“

„All right, Sir, Kapitän Allings,“ entgegnete der Gefragte. „Numero 47 im ersten Stock; wünschen Sie ihn zu sprechen?“

„Danke, komme vielleicht im Laufe des Nachmittags einmal dazu, bei ihm vorzusprechen.“

Tappmann hatte sich also nicht geirrt, sondern den rechten Mann erkannt. Gesicht und Gestalt hatten sich so fest trotz der nur kurzen Betrachtung, die ihm, wenn er nicht auffallen wollte, gestattet gewesen war, bei ihm eingepreßt, daß er gewiß war, die Person unter Tausenden zu jeder Zeit wiederfinden zu können.

Hier waren damit seine Geschäfte augenblicklich beendet. Allings konnte in seinem Thun und Treiben weiter beobachtet werden, entweder wenn man die Spur des Anderen aufgefunden hatte, oder doch erst dann, wenn man in solcher Beziehung vom Glücke nicht begünstigt worden war. Heute löschte der „Falk“ seine Ladung, und die damit unerläßlich verbundene Thätigkeit des Kapitäns machte es vollständig unwahrscheinlich, daß sich dieser dazu entschließen würde, der Verfolgung sonstiger Pläne nachzugehen.

Der Kommissär verließ das Centralhotel und begab sich dahin, wo er mit seinem amerikanischen Kollegen am Nachmittag zusammentreffen versprochen hatte. Sie setzten gemeinsam ihre Orientierungsfahrten fort, die sich nunmehr auf einen Besuch derjenigen Orte in der Hauptsache erstreckten, wo die Verbrechertwelt ihre Quartiere aufgeschlagen hatte. Der Deutsche fand hierbei Gelegenheit, durchweg denselben Schmutz, dasselbe Glend, dieselbe Verkommenheit, kurz alles das in nahezu ähnlicher Weise sich vor seinen Augen entfalten zu sehen, was er aus seiner europäischen Praxis bereits gut genug kannte. Die Höhlen des Lasters gleichen sich ja in der ganzen Welt.

Obgleich die beiden Polizeibeamten nicht allein diesen Nachmittag und einen großen Theil der Nacht, sondern auch den ganzen folgenden Tag zu derartigen Besuchen verwendeten und damit die sorgfältigsten Nachforschungen verbanden, eine Spur von Wilhelm Arend aufzufinden, so waren doch ihre Bemühungen von durchaus keinem Erfolge gekrönt. Man kam noch und nach zu der sicheren Ueberzeugung, daß der Verbrecher vorgezogen haben müsse, sich von Seinesgleichen ganz zurückzuziehen und entfernt zu halten. Der Amerikaner erklärte, als er sich am Abend des zweiten Tages von dem Deutschen trennte, man habe es hier zweifellos mit einem geriebenen und verschlagenen Burschen zu thun, denn nichts beweise diese seine Eigenschaften besser, als der von ihm eingeschlagene Weg.

Der Abend war noch nicht so weit vorgeschritten, als daß Tappmann nicht noch einen Besuch des Hafens hätte vornehmen können, zumal er sich in dessen Nähe befand. Er wünschte sich Gewißheit darüber zu verschaffen, wie weit man mit der Löschung der Waare auf dem „Falken“ vorwärts gekommen sei, denn er kannte die hierauf bezüglichen Einrichtungen im Hafen seiner Vaterstadt gut genug, welche es ermöglichten, selbst ein großes Frachtschiff im Laufe von wenigen Tagen seiner Güter vollständig zu entledigen, und hatte wohl gesehen, daß man hierorts mit gleichartigen Einrichtungen nicht im Hintertreffen geblieben war.

Er ging deshalb nach dem Zollquai, weil er wußte, daß der „Falk“, um seine Güter direkt in die Zollhallen einzuliefern, an diesem anzulegen angewiesen gewesen war, und kannte auch wenigstens von ungefähr aus den Mittheilungen der Hafenpolizei die Stelle, wo dies geschehen sein mußte. Allein er schritt umsonst den ganzen langen Quai auf und ab, mit Aufmerksamkeit jedes Schiff nach dem Namen des Fahrzeuges prüfend: er fand keinen „Falken“.

Es war undenkbar, daß das Schiff, dessen

vollständiges Verschwinden konstatirt war, sich etwa wieder aus den amerikanischen Gewässern entfernt haben möchte, ohne seine Ladung gelöst zu haben. Jedenfalls aber war es nöthig, sich hierüber des Näheren zu orientiren. Tappmann war in diesem Augenblicke vorsichtig genug, auch die Möglichkeit in seine Erwägungen zu ziehen, daß die beiden Männer, die miteinander gekommen waren, auch eine gemeinsame Entweichung bereits in ihre Berechnung gezogen haben konnten, für den Fall wenigstens, daß ihnen wider Erwarten der Boden zu heiß erscheinen würde. Jedenfalls war Vorsicht eine durchaus gebotene Sache.

Er ging nach dem Bureau der Hafenpolizei und fragte dort, wo man ihn bereits kannte, nach den näheren Umständen des Falles.

„Der Falke“ hatte bereits heute Mittag vollständig gelöst,“ gab ihm der betreffende Beamte zur Antwort, „und ist, weil er nothwendigerweise hier Platz machen mußte, nach

den Erklärungen seines Kapitäns nach Brooklyn hinaufgegangen, wo er neue Ladung einnimmt.“

Mit dieser Nachricht machte sich Tappmann ungefümt auf den Weg fuhr bis zum Fuße der East Riverbrücke, engagierte dort, statt dieselbe zu überschreiten, einen Kahnführer und ließ sich den Fluß hinauffahren mit dem Versprechen, daß er einen Dollar empfangen sollte, wenn er ihn so weit in die Nähe des „Falken“ bringen würde, daß er den Namen des Schiffes zu lesen vermöchte.

Trotzdem das Hereinbrechen der Dunkelheit nicht mehr fern war, löste der Schiffer seine Aufgabe ohne besondere Mühe, weil er am Nachmittage das Schiff aus dem Hafen den Fluß herauf hatte ankommen sehen.

Tappman war befriedigt und kehrte in sein Gasthaus zurück. (Fortsetzung folgt.)

Eine Hammerschmiede in Niederösterreich.

(Mit Bild auf Seite 161.)

Die Hauptstüße der niederösterreichischen Eisenindustrie sind die Bezirke von Waidhofen an der Ybbs, Scheibbs und Gmünd. In dem ganzen Ybbsthale von Waidhofen aufwärts bis Ybbsitz und Opponitz findet man überall Hochöfen und Eisenwerke, Hammer- und Sensenschmieden u. s. w., deren Räder von der rasch strömenden Ybbs getrieben werden. Unser Bild auf S. 161 führt uns in das Innere einer solchen Hammerschmiede. Das im Schmiedefeuer geglühete Eisen wird zu dem vom Wasser getriebenen Hammer gebracht, um eine Sense oder Pflugschaar daraus zu schmieden; ein Zug an der von der Decke herabhängenden Stange, und man hört draußen das Wasser plätschernd herabstürzen und in die Fächer des Rades greifen, das sich nun rasch dreht. Die Daumen des schweren Wellbaumes heben den schweren Hammer, daß er dröhnend auf das Eisen fällt, das der Schmied hin und her rückt, bis er ihm die gewünschte Form gegeben hat. Der Boden zittert von den wuchtigen Schlägen des Hammers. Nicht weit davon schmieden Andere die Werk-



Nachtlager von Reisenden in Südafrika.

zeuge auf einem Ambos weiter aus, die dann noch geschliffen und polirt werden müssen.

Nachtlager von Reisenden in Südafrika.

(Mit Abbildung.)

Von den vereinzelt, neuerdings gebauten Eisenbahnlinien abgesehen, ist in Südafrika noch immer der schwerfällige, von Ochsen gezogene Voerwagen, ein wahres Haus auf Rädern, das ausschließliche Beförderungsmittel. Gezogen wird er von zehn bis zwölf Ochsen, die keineswegs immer leicht zu beschaffen sind, dann müssen die nöthigen eingeborenen Diener gemietet, auch womöglich einige Ziegen und Schafe angekauft werden, um für längere Reisen Milch und frisches Fleisch zu haben, und dann kann sich endlich die Karawane in Bewegung setzen. Daß man unter solchen Umständen in einem Tage nicht weit kommt, ist selbstverständlich. Naht der Abend, so muß für eine geeignete Lagerstätte Sorge getragen werden. Die Ochsen werden dann abgeschirrt und in Reihen angekoppelt. Befinden sich die Reisenden im Walde, wie auf unserem obenstehenden Bilde, so geschieht dies, indem man die Leitstricke an gefälltten, im Rechteck niedergelegten Baumstämmen befestigt. Die eine Seite des Lagers decken die Fuhrwerke, an den übrigen drei Seiten werden durch Fellen von Bäumen Verhaue hergestellt, und als wirksamster

Schutz gegen wilde Thiere große Feuer angezündet, um die sich die Reisenden lagern. Auf baumlosen Hochebenen und Steppen sucht man wenigstens aus Dornesträuch eine leichte Umzäunung herzustellen.

Bitte, bitte!

(Mit Bild auf Seite 165.)

Die Mutter hat die Geschwister auf unserem hübschen Bilde auf S. 165 zum Spielen in den Park geschickt und der älteren Ida ein Körbchen mit Kirichen für die Vesperzeit mitgegeben. Als der kleine Kurt aber gerade zulangen will, da ergreift die muthwillige Schwester das Körbchen und läuft damit von dannen. Als er sie endlich eingeholt hat, hält sie, um sein Verlangen nach den lodenden Früchten noch zu steigern, ihm einen prächtigen „Bierling“ dicht vor die Augen, den sie aber, sobald Kurt darnach greift, so hoch emporhebt, daß er ihn mit seinen kurzen Armchen nicht erlangen kann. Nachdem das Spiel so eine Zeitlang gewährt, sieht sich Kurt endlich gezwungen, seinen männlichen Stolz zu beugen und sich zu einem freundlichen: „Bitte, bitte!“ zu entschließen. Das wollte die muthwillige Ida ja nur, und nun wird sie sofort die Neckerei aufgeben und mit dem Brüderchen redlich theilen.

Im Guerillakriege.

Erzählung von F. Engelhardt.

1. (Nachdruck verboten.)

„So ehrenvoll Ihr Antrag für Annunciata, meine Mündel, ist, Don Xavier Mina, so bin ich doch gezwungen, die von Ihnen begehrte Einwilligung meinerseits zurückzuhalten. Daran tragen jedoch lediglich die Verhältnisse Schuld, die ich weder abändern kann, noch will, und nicht etwa Ausstellungen, die ich an Ihrer Person oder sonst etwas, was mit dieser im Zusammenhange steht, zu machen hätte.“

Das sagte ein alter grauhaariger spanischer Edelmann, Don Fernando Lopez Castillo, zu einem jungen vor ihm stehenden Manne. Die hohe schlanke Gestalt, das edle Gesicht, das fühne, zuversichtlich um sich blickende Auge des Angeredeten ließen bei seinem jugendlichen Alter den Soldaten erkennen, der gewohnt ist, die Klinge mit dem Feinde zu kreuzen.

„Sie sprechen von hindernden Verhältnissen, Don Castillo, lassen Sie mich diese wissen.“

„In der Hauptsache, Don Xavier, sind es die Bestimmungen des väterlichen Testaments



meiner Mündel, welche mir zwingend im Wege stehen. Annunciata's Vater war mein Nachbar und Freund, und das Mädchen, die mein Sohn Eusebio nur vier Jahre im Alter überragt, ist mit diesem aufgewachsen. Die Kinder zeigten von Klein auf eine auffällige Neigung zu einander. So richteten sich die Pläne der Alten auf ihre spätere Vereinigung, was schwerlich Wunder nehmen kann. Denn es paßte bei den Kindern ja Alles zusammen: Neigung, Alter und Vermögen. Deshalb bestimmte mein verstorbener Freund in seinem letzten Willen, daß Annunciata und Eusebio, sobald Erstere ihr siebenzehntes Lebensjahr vollendet haben würde, ein Paar werden sollten. Beider Einwilligung vorausgesetzt; fehlt diese, so darf ich als Vormund meine Einwilligung zu einer anderen Verbindung nur in dem Falle geben, daß der Bräutigam im Besitz des gleichen Vermögens wie die Braut ist, das heißt einhunderttausend Piafter hat. Die Mündigkeit des Mädchens erst hebt diese Bedingung auf."

"Annunciata vollendet in Kürze ihr siebenzehntes Jahr, aber Ihr Sohn steht beim Heere; eine Verbindung ist also zur Zeit unmöglich."

"Ich erwarte meinen Sohn morgen."

"Sie werden niemals die Zustimmung des Mädchens erlangen."

"Es wird versucht werden"

"Sie verweigern mir also die Hand Ihrer Mündel?"

"Ich bin dazu gezwungen."

Don Xavier machte dem alten Edelmann stolz eine steife Verbeugung und ging. Aber nur bis in den Garten, der das Haus umgab, gelangte er; dort hielten ihn ein Paar dunkle Augen auf, die wunderbar kräftigen Magneten gleich ihn in eine weinüberwucherte Laube zogen, die sich hinter einem Myrtengebüsch zu verstecken schien. Wenn diese Augen gehörten, erläuterte die Bemerkung, daß Annunciata im Hause ihres Vormundes, des sparsamen Haushalters, wohnte.

"Du erwartest mich, mein Lieb?" fragte Xavier zärtlich, indem er in die Laube trat, ihre Hand an seine Lippen zog und sie zärtlich küßte. "Du siehst einen Niedergeschmetterten vor Dir, der alle seine Hoffnungen begraben hat."

Und er erzählte ihr wörtlich seine Verhandlungen mit Don Castillo."

"Und an dieses Testament glaubst Du, Liebster?" fragte sie, indem sie die Thränen trocknete, die ihr während seiner Rede über die Wangen gelaufen waren. "Das rührt nur daher, weil Du meinen Vater nicht gekannt hast. Wie, er, der Gütige, dessen einziges Lebensziel es war, das Glück seiner Tochter zu behüten und zu fördern, er sollte versucht haben, letztwillige Bestimmungen zu treffen, von denen er voraussehen mußte, daß sie sein Kind brüden würden? Dazu kennt Annunciata ihren seligen Vater zu gut. Das Alles ist eine ungeheure Lüge, und der einzige Fehler, den mein Vater machte, ist der, daß er diesen Don Castillo zu meinem Vormunde bestimmte."

"Glaubst Du wirklich, ein spanischer Edelmann könnte seine Ehre so weit vergessen, um den Willen einer Unmündigen in seinem Interesse zu beeinflussen?"

"Deine eigene Ehrenhaftigkeit gilt Dir auch für Andere, Vester. Aber ich muß das angebliche Testament meines Vaters sehen, bevor ich daran glaube. Da ich mit Gewalt nichts ausrichten kann, will ich es mit List versuchen."

"Thue das, mein Leben, und der Himmel segne Deine Schritte!"

2.

Der Schauplatz unserer Erzählung ist das Königreich Navarra in Spanien im Jahre 1810, also die Zeit der französischen Invasion daselbst. Im Norden des Landes, in den pyrenäischen Vorbergen rodeten sich, nachdem die

regulären Milizen sich zum Widerstande gegen die Franzosen als unfähig erwiesen hatten, aus der Bevölkerung irreguläre, aber von der Regierung im Geheimen unterstützte Freicorps zusammen, welche mit Glück und Geschick in dem für den Guerillakrieg so besonders geeigneten bergigen Terrain ihre Unternehmungen gegen den Feind eröffneten.

Einer ihrer glücklichsten Führer war Don Francisco Espoz Mina, Xavier's Oheim. Die beiden Männer glichen übrigens bei einer außerordentlichen Familienähnlichkeit schon dem Alter nach weniger Oheim und Neffen, als zwei Brüdern; sie waren nur fünf Jahre auseinander.

Wie gefährlich Espoz Mina dem Feinde war, beweist am besten der Umstand, daß es ihm gelang, sein Corps auf fünfzehntausend Mann zu bringen. Natürlich war dieses der französischen Macht im freien Felde nicht gewachsen, aber da Mina's Leute zur Zeit der Gefahr sich in die Gebirge zurückziehen verstanden, wohin ihnen die Feinde nicht zu folgen vermochten, so blieben sie für jeden Vorstoß der letzteren immer ein drohender Hinterhalt.

Das Lager des Freicorps befand sich in der Nähe von Pamplona, von wo aus man die in den Pyrenäenpässen vorrückenden Franzosen überfiel. Die beiden Mina saßen miteinander in ihrem gemeinschaftlichen Zelte.

"Zum Henker, Xavier!" sagte Espoz Mina zu dem jungen Manne, der mit finsternem Auge und zusammengezoGENER Stirne auf seinem Holzstuhl saß, "Du machst ein Gesicht wie eine Dohle, die einen Knochen verschlucken wollte, während ihr dieser im Halse stecken geblieben ist. Ist Dir der Muth zum Dreinschlagen davon gelaufen?"

"Heute noch sollte es losgehen! Ich wollte, ich hätte eine französische Kugel im Herzen!"

"Oho, mein Vester, das klingt ja sehr schlimm! Und ich will wetten, es ist nichts weiter als Liebesjammer."

Da brachte Xavier seine Herzensangelegenheiten vor.

"Also daran frant Dein Herz?" versetzte Espoz. "Die Sache interessiert mich in der That. Dieser biedere Don Castillo scheint mir ein Fuchs zu sein, der eben im Begriffe steht, sich die besten Trauben vom Weinstock zu stehlen. Wir müssen ihm zuvorkommen, denn ich spüre gewaltige Lust, diesem Ehrenmanne eine ungeheure Nase zu drehen. Das Wie magst Du erfahren, wenn es Zeit ist."

In der Frühe des anderen Morgens brachen die beiden Führer mit sechs Kompagnien aus dem besetzten Lager bei Pamplona auf, um ein feindliches Kommando zu überfallen, dessen Herandrücken durch einen der großen Pyrenäenpässe ihnen gemeldet worden war.

Man hatte einen geheimen, nur den Bergbewohnern bekannten Paß zum Aufstiege gewählt. Der Weg war steil und zum Theile wenigstens für Menschen und Thiere kaum passierbar; aber was fragten diese Söhne der Berge nach Strapazen, an deren Ertragung sie von Jugend auf gewöhnt waren?

Die Strahlen der aufgehenden Sonne fanden die Truppe am Fuße des Gebirges. Vor ihnen lag ein mühseliger und beschwerlicher sechsstündiger Aufstieg. Und dazu brannte die Oktobersonne heiß an den nackten Felsen, und nur die Hartnäckigkeit der kühnen Männer ertrug ihre Gluth unter der Last der Waffen. In Schweiß gebadet, mit wankenden Knien, Hand und Antlitz verbrannt von der Sonnengluth, kletterten sie mit targen Ruhepausen die Felsen hinan wie die Ziegen. Erst um die Mittagszeit gelangten sie auf die Hochfläche, die in unmittelbarer Nähe des Hauptgebirgspasses lag.

Hier erst gestatteten die Führer den Leuten Rast und Ruhe, die sie sich selbst nicht gönnten.

Beide hatten, um die Gefährten durch ihr Beispiel anzufeuern, den Aufstieg zu Fuß mitgemacht. Ihre Pferde hatte man am Schlusse des Zuges nachgeführt, ebenso drei Paar Maulthiere, über deren Verwendung sich Espoz jedoch nicht ausgesprochen hatte.

Jetzt bestiegen Oheim und Neffe die Rosse und ritten langsam den Abhang hinunter und auf die Gebirgsstraße hinaus. Still und einsam lag der verhältnißmäßig breite und leidlich chauffirte Weg, rechts von fast senkrecht aufsteigenden Felsen eingerahmt, links durch tiefe Abhänge begrenzt.

Im Schritt und schweigend ritten sie die Straße entlang, vorsichtig bei jeder Wendung nach dem vorliegenden Terrain spähend, ob sich auf demselben wohl eine Spur von der Annäherung des Feindes zeige. Aber noch war nichts von ihm zu entdecken. Sie erreichten ein weites Seitenthal, in welches die Straße hinabführte, um auf der anderen Seite in der gleichen Weise wieder zur Höhe empor zu steigen. Hier machten sie hinter einem Felsvorsprung gedeckt Halt. Espoz durchsuchte die vor ihnen liegende Gebirgslandschaft mit einem Fernrohr, das er aus der Halstertasche gezogen hatte. Aber auch mit dem bewaffneten Auge vermochte er auf dem vor ihm gelegenen Wege nirgends den erwarteten Feind zu entdecken. Mißmuthig schob er das Rohr wieder zusammen.

"Ich kann nichts entdecken," sagte Espoz, "was auf ein Vordringen der Franzosen schließen ließe. Und doch sind die Nachrichten, die ich empfang, so bestimmt, daß ich um diese Stunde auf ihre Ankunft bei meinem Plane gerechnet habe."

"Entwickle mir diesen Plan, Espoz," bat der Jüngere.

"Wir werden uns in drei Abtheilungen theilen," erwiderte Espoz, "von denen die vom Feinde am weitesten entfernte Hauptmann Guzmán, die mittlere Du, Xavier, die dem Feinde nächste ich kommandiren werde. Es versteht sich von selbst, daß der Angriff keinen Augenblick früher erfolgen darf, als bis wir alle unsere Gegner zwischen uns haben. Die schwerste Aufgabe fällt Dir zu, Xavier, denn Du mußt Dich auf den Berggipfel rechts der Straße so lange verbergen, bis der größte Theil der Feinde vorüber gezogen ist. Dafür sollst Du Deine Auswahl unter den Besten unserer Leute treffen dürfen."

"Täuscht mich mein Auge nicht, Espoz," unterbrach ihn Xavier, "so habe ich eben da drüben auf der Höhe einen Flintenlauf blinken sehen."

Der Andere nahm das Fernrohr. "Du hast Recht, Xavier," erwiderte er, "dort oben taucht die Spitze des Feindes auf. Der Zug verdichtet sich; größere Massen rücken nach."

"Laß uns an die Rückkehr denken, Espoz. Schon senken sich die Kolonnen in's Thal."

"Noch einen Augenblick Geduld, Freund!"

Sie hielten noch eine ganze Weile bis Espoz ausrief: "Jetzt ist der Augenblick günstig! Nimm das Rohr! Siehst Du da drüben auf der Höhe eben den großen grauen, mit sechs Pferden bespannten Wagen erscheinen?"

"Ich sehe das Gefährt genau," erwiderte der Andere. "Was ist mit ihm?"

"Diesem Wagen gilt der heutige Zug, Xavier, und Dir und Deinen Genossen ist es vorbehalten, ihn in unsere Gewalt zu bringen. Sein Erscheinen auf der Landstraße unmittelbar vor Deinem Versteck ist das Zeichen zum Kampfe. Wie wir zu kämpfen pflegen, brauche ich Dir nicht zu beschreiben. Sobald es euch gelungen ist, die eine Hälfte ihrer Reihen zu vernichten, die andere in wilde Verwirrung zu setzen, wirfst Du mit den kühnsten Deiner Leute unter sie stürzen, die Bedeckung nieder-

hauen, Dich des Wagens bemächtigen und ihn nach dem Seitenpasse bringen, auf dem wir aufgestiegen sind. Dort harren die Maulthiere, um ihn in's Thal zu schleppen. Du wirst den Wagen nicht wieder verlassen. Dir den Rücken zu decken, überlasse Deinen Unterbefehlshabern."

"Du sollst mit der Ausföhrung Deines Auftrages zufrieden sein," versprach Xavier.

Sie ritten zurück, ohne daß sie vom Feinde auf ihrem gedeckten Wege gesehen werden konnten. Rasch wurden die Schaaren abgetheilt; jeder Föhrer legte sich mit den ihm zugewiesenen in den Hinterhalt.

Auf den Schlangenlinien der Gebirgsstraße rückte der lange Zug der Franzosen, selbst einer Schlange vergleichbar, näher und näher. Sie marschirten natürlich mit allen militärischen Vorsichtsmaßregeln, aber offenbar ohne die geringste Ahnung davon, welche Gefahr ihnen drohte. Jetzt zog die Spitze an Xaviers Versteck vorüber. Und wie sich Kolonne um Kolonne, Geschütz um Geschütz allmählig näher heran bewegte, vorbeizog und sich wieder entfernte, so rückte auch jener Wagen immer weiter heran, auf den Xavier's ganze Aufmerksamkeit gerichtet war. Und endlich war der Augenblick da, an dem es galt, hervorzubrechen.

Ein Stein- und Felsenhagel prasselte von den Höhen nieder, der mehr als fünfzig Franzosen unter sich begrub, ein in der nächsten Minute folgender Kugelregen legte keine geringere Anzahl weg, und während aus der Ferne die Schüsse der gleichzeitig von vorne und hinten angreifenden anderen beiden Abtheilungen antworteten, trieb sich ein Keil der Spanier unmittelbar bei dem begehrten Wagen in die dichten Mengen der Franzosen ein.

Zusammengedrängt auf der schmalen Landstraße kämpften beide Theile wie die Rasenden, aber dem wüthenden Vorstoße der Spanier vermochten die den Abgründen zugebrängten Franzosen nicht zu widerstehen. Nach beiden Seiten zurückgedrängt, gaben sie den Wagen frei, und es glückte dem jungen Edelmann mit Hilfe seiner Genossen, ihn in den Seitenpaß zu bringen. Rasch wurden die Maulthiere vorgelegt, und während der wilde Kampf noch in seiner ganzen Wuth fortbauerte, rollte das Gefährt über das Hochplateau seinem veränderten Ziele entgegen.

3.

"Du mußt die Zeit wahrnehmen, mein Sohn," sagte Don Castillo zu einem hoch aufgeschossenen jungen Manne, dessen sehr wenig intelligente Gesichtszüge erkennen ließen, daß er nicht berufen war, den Klugen zugerechnet zu werden, "damit wir in aller Kürze zu unserem Ziele gelangen. Bis zu diesem Augenblicke habe ich, Dein Vater, für Dich Alles gethan, was nöthig war, um die Sache bis an's gedeihliche Ende zu föhren, allein nun ist es unerläßlich, daß Du selbst an meine Stelle trittst, den Werber bei dem Mädchen mußt Du selbst machen."

"Aber bei allen lieben Heiligen, wenn sie mich nicht will, Vater, was soll ich da weiter machen? Sieh mich an in meiner Uniform und mit meinem Degen, bin ich nicht ein Mann, der jeder Donna in die Augen fällt? Aber was hilft mir das Alles bei dieser Annunciata? Sie will mich eben nicht haben und dabei bleibt sie, was ich ihr auch vorrede."

"Du verstehst nur nicht, Dich auf rechte Weise ihr angenehm zu machen. Du mußt ihr mit den heißesten Liebesworten nahen, mußt ihr bei Himmel und Hölle schwören, daß Du sterben würdest, wenn sie Dich nicht erhörte, kurz mußt ihr mit Deiner glühenden Liebe das eigene Herz so schwer machen, daß sie gar nicht anders kann, als Ja sagen."

"Wenn sie nur gleich hier wäre, so sollte sie die Bethenerungen meiner Leidenschaft ganz

so hören, wie Du sie mir eben vorgesagt hast, allein bis ich zu ihr komme, fürchte ich, daß ich Deine klugen Worte wieder vergessen habe."

"Ich höre sie eben den Gang entlang kommen, auf alle Fälle wird sie hier eintreten. Ich will euch allein lassen; gib Dein Feuerwerk zum Besten und vergiß dabei nicht, daß Du um hunderttausend Piaster spielst."

Das liebliche Mädchen trat in demselben Augenblicke in's Zimmer, als sich die Thür hinter dem weggehenden Don Castillo schloß. Don Eusebio stellte sich vor sie hin, auf seinen Degen gestützt, und rollte seine schwarzen Augen.

"Ich nahe mich Ihnen, edle Dame," sagte er, "mit den heißesten Liebesworten, ich schwöre Ihnen bei Himmel und Hölle, daß ich sterben werde, wenn Sie mich nicht erhören."

"Wäre Ihre Liebe so heiß, wie Ihre Worte, Don Eusebio," versetzte die Dame mit einem Gluthblicke aus ihren dunklen Augen, "so hätte ich dafür längst einen greifbareren Beweis in Händen, als Redensarten voll Feuer und Leidenschaft, die man Sie wahrscheinlich in Madrid gelehrt hat. Gerade daraus, daß Sie nur zu reden, nicht zu handeln verstehen, ersehe ich am deutlichsten, wie gering Sie eine Antwort auf Ihr Liebeswerben anschlagen."

"Angebetete Annunciata, nur die Gelegenheit hat mir bis heute gefehlt, Ihren Wünschen entgegenkommen zu können. Sobald der passende Augenblick da sein wird, werden Sie mich keine Minute zögern sehen, Ihnen jenes Papier, das Sie zu sehen begehren, zu verschaffen."

"So müssen Sie sich auch bis dahin gedulden, meine Antwort auf Ihren Antrag zu vernehmen."

"Aber mein Herz drängt mich, süße Dame, das beseligende Geständniß von Ihren Lippen zu hören, daß Sie die Meine sein wollen."

"Ist Ihr Sehnen nach einer Antwort so heiß, Don Eusebio, warum verzögern Sie selbst eine solche? Ihr Vater verließ uns durch jene Thür; dorthin föhrt nur der Weg in den Garten. Nichts stört Sie also, in diesem Augenblicke noch meine Wünsche zu erfüllen. Sie wissen ganz genau, wo Ihr Vater seine wichtigen Papiere verwahrt; gehen Sie, holen Sie das Testament meines Vaters, und so bald ich, seine Tochter, es gelesen habe, werden Sie von mir eine Antwort erhalten, die allen Ihren Zweifeln ein Ende macht."

"Ich gehe, aber gestatten Sie mir vorher einen einzigen Kuß auf Ihre süßen Lippen."

"Ich erlaube Ihnen, mir die Hand zu küssen," versetzte das Mädchen lächelnd, indem sie die kleine Hand ausstreckte; "süßere Belohnungen gehören nur meinem Bräutigam."

Voll Feuer zog Don Eusebio diese Hand an seine Lippen, küßte sie und verließ mit raschen Schritten das Gemach.

Erwartungsvoll und zitternd vor Erregung blickte ihm Annunciata nach; der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

Da erhob sich plötzlich auf der Straße ein gewaltiger Lärm, aber sie nahm sich nicht Zeit, vom Fenster aus hinunter zu sehen, was es gäbe. Sie lauschte auf die Schritte dessen, der zurückkehren sollte. Und jetzt kamen diese Schritte.

Eusebio trat ein, das Testament in der Hand, das er ihr überreichte, indem er sie mit seinen schwarzen Augen zu verschlingen schien und mit seinen langen Armen zu umfassen strebte. Aber sie drängte ihn von sich, schlug den Bogen auseinander und überlief die Schrift mit glühenden Augen.

"Triumph!" rief sie, das Papier an die Brust drückend, "meine Ahnung hat mich nicht betrogen! Ihr Vater ist ein Vögner, Don Eusebio, ich halte den Beweis in meiner Hand, und niemals werden Sie mich die Ihre nennen."

Während Eusebio, vor Staunen starr, sie anblickte, öffnete sich die Thüre und in der-

selben erschien der alte Don Castillo. Ein Blick erklärte ihm, was vorgegangen war.

"Unglücklicher!" schrie er, "was hast Du gethan? Das Testament in ihrer Hand! Hilf mir, ich muß es ohne Zeitverlust wieder haben."

Er stürzte sich auf das Mädchen, aber dieses entwich ihm gewandt und stoh auf den Balkon, dessen Thür sie hinter sich zuschlug und verschloß.

Hilfe suchend flog ihr Auge auf die Straße: um einen mit sechs Maulthierern bespannten Wagen stand dort eine dichte Gruppe von Soldaten, an ihrer Spitze zwei Offiziere. Es waren Francisco Espoz Mina und sein Neffe Xavier.

"Xavier, rette mich!" rief das Mädchen, sehnüchtig die Arme nach dem Geliebten ausstreckend.

Dieser Ruf brachte in wenigen Minuten, während Don Castillo noch immer vergeblich an der Balkonthüre rüttelte, die beiden Guerillaföhrer in's Zimmer.

"Sie werden," sagte der Ältere, "wohl entschuldigen, mein sehr ehrenwerther Don Castillo, wenn wir ohne besondere Anmeldung auf den Ruf dieser Dame Ihnen unseren Besuch machen. Sie scheint sich in Ihrem Hause nicht sonderlich wohl zu föhlen, weil sie um Hilfe rief. Wir sind auch lediglich gekommen, um Sie von dieser süßen Last zu befreien und haben zu dem Ende den Brautschatz mitgebracht, den ihr Erwählter nach den Bestimmungen des väterlichen Testaments aufweisen soll. Belieben Sie mit mir hinunter zu gehen, Don Castillo, und sich von der Wahrheit meiner Behauptungen zu überzeugen."

Der Angeredete war beim Hereinstürmen der Offiziere zurückgefahren und stand vor Zorn und Beschämung keines Wortes mächtig da. Annunciata aber öffnete die Balkonthüre, warf sich an des Geliebten Brust und hielt das Testament des Vaters hoch empor.

"Was er angab, war eine schändliche Lüge!" rief sie. "Dies ist das Testament meines Vaters; keine Silbe steht von jenen Bedingungen in demselben, die Don Castillo zur Förderung seiner eigenen Interessen ersann. Niemand ist mehr im Stande, mir den Geliebten zu rauben."

"Wahrhaftig," sagte Espoz lustig, "Sie spielen hier eine sehr klägliche Rolle, mein werther Don Castillo, und thäten am besten, sich mit Ihrem Herrn Sohne unsichtbar zu machen. Schade übrigens, daß unser kleiner Scherz zu spät kam. Ich hatte nämlich Lust, Ihnen eine Nase zu drehen, mein werther Don Castillo, und Ihnen die Kriegskasse, die wir den Franzosen abgenommen haben, als den Brautschatz meines Neffen vorzuführen. Doch genug damit. Bedingungen zu erfüllen, ist jetzt überflüssig. Fügen Sie sich mit Würde in's Unvermeidliche, werther Don, und danken Sie es der Braut meines Bruders, wenn wir über Ihr Verfahren schweigen."

Don Castillo fand es denn auch am gerathensten, keine weiteren Umstände zu machen, und Xavier und Annunciata wurden nach wenigen Wochen ein glückliches Paar. Kurz nach der Hochzeit zog der junge Gatte wieder in den Kampf für das Vaterland. Mehrere Jahre lang konnte er sein Weibchen immer nur auf kurze Zeit besuchen. Nach der Befreiung Spaniens vom französischen Joche aber verließ er den Militärdienst, um sich ganz seiner Gattin und der Bewirthschaftung der Güter, welche ihm diese zugebracht hatte, zu widmen und endlich in Ruhe das schwer errungene Glück zu genießen.

Sein Oheim, Don Espoz Mina, vermochte das ruhige Leben nicht lange auszuhalten, denn schon im Jahre 1814 begab er sich nach Mexiko, wo er für die Insurgenten austrat, aber im Jahre 1817 im Gefechte bei dem Fort St. Gregorius fiel.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Eine russische Gerichtsscene. — Der „Bryjaciell
Ludi“ brachte im Jahre 1870 in seiner 38. Nummer
einen Fall russischer Rechtspflege, welchen wir hier
in wortgetreuer Uebersetzung folgen lassen.

Ein Bauer brachte eine Kuhhaut zu Markte. Es stellte sich bald ein Schuhmacher als Käufer ein und erhandelte die Haut für zweieinhalb Rubel, ging aber, da er kein Geld bei sich hatte, noch einmal nach Hause, um solches zu holen, und versprach, sogleich zurückzukehren. Inzwischen stellte sich ein zweiter Käufer ein, bezahlte für die Haut drei Rubel, und der Bauer überließ sie diesem um so lieber, weil er auf die Rückkehr des ersten Käufers bis jetzt vergeblich gewartet hatte. Das Unglück aber wollte, daß dieser gerade in dem Augenblicke zurückkehrte, als der zweite Käufer die Haut mit sich nehmen wollte. Es entspinnt sich ein Streit zwischen ihnen.

Keiner will dem Andern nachgeben, bis sie sich endlich entschließen, die Sache vor das Gericht zu bringen.

Der Richter läßt sich Alles genau erzählen und jagt dann zu dem ersten Käufer: „Du hast also die Haut zuerst erhandelt?“

39.

„Für mienel?“

„Für zweieinhalb Rubel.“

„Und wo ist das Geld? Hast Du's?"

"Hier ist es, in meiner Hand."

„Lege es dort auf den Tisch!“

Der Schuhmacher legt das Geld auf den Tisch und der Richter spricht zu dem zweiten Käufer: „Du hast nach dieſem die Haut gekauft und ſchon bezahlt?“

„So ist es.“

„Wieviel hast Du bezahlt?“

„Drei Rubel.“

„Und bist Du jetzt im Besitz der Haut?“

"Ich habe sie

„Wo ist sie?“

„Ich habe sie in den Hausflur der Kanzlei ge-
leat.“

„Hole sie und lege sie dort in den Winkel.“

Der Zweite geht, holt die Haut und legt sie in den bezeichneten Winkel. Darauf wendet der Richter sich zu dem Bauer: „Und Du hast Dich mit dem Ersten auf zweieinhalb Rubel geeinigt, da dieser aber nicht mit dem Gelde zurückkam, hast Du die Haut einem Anderen verkauft und drei Rubel erhalten. Hast Du sie?“

"Ich habe sie."

„Lege sie dort zu dem anderen Gelde.“

Das geschah, und der Richter fällte nun folgenden Spruch: „Du Erster handle nichts ohne Geld und heumühige nicht die Stadt; Du Zweiter hintergehe Andere nicht und mache keine Theuerung; und Du, Bauer, gib Dich nicht mit solchen ab, die kein Geld haben. Und jetzt vor die Thüre mit euch allen Dreien, March!“

H u m o r i s t i s c h e s.



Se nachdem.

Hausfrier: Schöne Sachen, feine Sachen, gute Sachen, toofen Se-
mir 'was ab!

Herr (scherzend): Wenn Sie häßliche, grobe und schlechte Sachen hätten, dann würde ich Ihnen vielleicht etwas ablaufen!

Hausfarrer: Gott, Sie als so en jeschiedter Herr werden doch uff den Schwindel von vorhin nich 'rinfallen!



Wer weiß, wofür es gut ist!

Obermüller (schwer betrunken heimtredend und in einen Graben stürzend): Na, 's ist nur gut, daß ich weich gefallen bin und mir nichts gebrochen hab'. Aber was ist denn das hier unter mir?

Knecht (der schon vorher im Graben lag): Das bin ich — der Knecht aus der Obermühl!

Obermüller: Und ich — ich bin der Herr aus der Obermühl'.

A n e c h t: Sehet's nun, Herr, wie gut das war, daß ich früher heimgegangen bin, als Ihr!

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 22.

Charade.

Zur Würze dient die Erste Dir,
Doch selten steuert frei,
Und zeigt sich Dem Gewissen Bier,
Gewähren Zwei und Drei
Nach heißen Tages Müh' und Last
Dir gern die angenehmste Raht.
Im Ganzen gibt sich die Natur
In ihrem schönsten Glanze
Und der Tourist auf seiner Tour
Begrüßet gern das Ganze.

Außlösung folgt in Nr. 22.

Adolf Nagel.

Kapsel-Räthsel.

Liegt Sinn in mir, verlier' mich nicht!
Wärst ohne mich ein armer Nicht.
Vertreibt den Sinn jedoch ein Mann,
Kein Dampfschiff mich entbehren kann.
Auflösung folgt in Nr. 22. Emil Noot.

Auflösung des Buchstaben-Verzerrungs-Räth-
sels in Nr. 20: 1) Geibel, 2) Gisel, 3) Daniel, 4) Mari
5) Weinwand, 6) Diener, 7) Belgrad, 8) Kellame, 9) Israel
10) Nassau, 11) Goslar, 12) Trave, 13) Rose, 14) Oberon,
15) Selma, 16) Ebers, 17) Natter (Geduld bringt Rosen).

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher
Germann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.